

Einen holen die Geister

Autor(en): **Seiffert, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

E I N E N H O L E N D I E G E I S T E R

Der alte Benito erzählt:

Nun heiratet Pancho Moreno, der Herr, noch einmal. Die junge Estrella Gandara wird seine dritte Frau, die beiden ersten sind ihm gestorben. «Sie ertrugen meine Nähe nicht!» pflegt Pancho Moreno zu schreien. Wird Estrella seine Nähe ertragen?

Der Herr ist reich und mächtig. Er herrscht im Tal, am Fluss, im Wald, auf den Zuckerrohrfeldern, die im Windhauch knarren. Es gibt keinen Menschen, der ihm zu widersprechen wagt.

Der Vater Estrellas hat nicht widersprochen, als der Herr kam, um sich die Tochter zu holen zur Frau. Nun muss auch Estrella ihr «Ja!» sagen. Sie ist fast noch ein Kind.

Die Indios bekreuzigen sich und sind stumm. Sie lieben das Kind Estrella. Sie huldigen ihm scheu, verstohlen: Estrella hat helles Haar, das in der Sonne glänzt wie Gold, das rätselhaft und göttlich ist. Alle Menschen sind dunkel. Nur Jesus Christus, der Heiland, hatte solches Haar. Nun wird Estrella die Frau des gewalttätigen Herrn, Pachamama, die allmächtige Mutter der Erde, stehe ihr bei und Maria santissima, die Jungfrau!

Sie sind alle zur Kirche gekommen und haben die Verwirrung der jungen blonden Frau gesehen, ihre geröteten Wangen, die Tränen in ihren Augen, das Zittern ihrer kleinen Hände, den bangen Blick, der über die kniende Menge ging.

Der Herr hat ihnen allen zu essen gegeben, viel. Sie haben sich den Magen vollgestopft. Sie haben nichts übrig gelassen, obwohl ihnen nichts schmeckte. Dann haben sie Chicha und Caña getrunken, bis alle Krüge leer waren. Und nicht einer von ihnen wurde betrunken. Und während die Glocke läutete, haben alle Hunde geheult, laut, grässlich, wie sie nur heulen, wenn ein grosses Unglück geschieht. Ach, Herr, sind das nicht sonderbare Zeichen?

Nun sitzen sie vorm Haus Gandaras. Nun warten sie darauf, dass Estrella sich ihnen zeige. Zum letztenmal. Vielleicht zum letztenmal. Nun achten sie auf alle Geräusche, die aus der geöffneten Tür und aus den Fenstern zu ihnen kommen. Nun hören sie das Klimpern der Gitarren, das Lachen des mächtigen Herrn, das Lachen seines Majordomo, der ein Gringo ist, dessen Haar nicht schwarz ist, dessen Haar heller ist als das Haar der Menschen im Tal, aber doch nicht so hell wie das Haar Estrellas, gewiss nicht!

Ach, warum konnte Estrella nicht seine Frau werden! Man weiss doch, dass er sie liebt! Und nun lacht er mit dem Herrn laut und dröhnend. Weshalb wohl mag er lachen? Eigenartig sind alle Gringos, unbegreiflich ist alles, was sie tun.

Am Nachmittag donnert der Geist Dohit in den Bergen. Er gibt allen andern Geistern, die ihm gehorchen müssen, den Befehl, Wasser in die Flüsse zu schütten, damit die überfließen. Es regnet, es regnet.

Unten im Wald steigt der Fluss. Bald wird die Furt nicht mehr da sein. Und der Herr wird mit seiner jungen Frau nicht davonreiten können, wie er's vorhatte. Vielleicht bleibt Estrella noch einen Tag. Vielleicht kann man sie auch morgen noch sehen, ihr schmales Gesicht, um das der Kranz ihres hellen Haars wie ein Heiligenschein liegt.

Aber Pancho Moreno, der Herr, will nach Haus. Es ist Abend geworden. Ehe er mit seiner Frau und seinen Leuten den Wald erreicht, wird es Nacht sein.

Es ist gefährlich, den Wald nachts zu betreten. Herr, alle Geister stehen da am Wege. Und wenn du an ihnen vorbeireiten willst, dann ängstigen und erschrecken sie dich, sie machen dein Tier scheu, Schaum steht ihm vorm Maul, es gehorcht dem Zug des Zügels nicht mehr, es jagt davon, rennt gegen die Stämme, bricht durchs Dickicht, wirft dich ab, und die Geister kommen zu dir, knien auf deiner Brust, drehen dir den Kopf um, dass du dein Gesicht im Nacken hast, sie nehmen dir den Verstand. Und im Fluss lauern sie. Herr, sie ziehen jeden in die Tiefe, der es wagt, das Wasser nachts zu durchqueren!

Pancho Moreno aber lacht laut, als Estrellas Vater davon spricht, dass es vielleicht doch besser wäre, bis zum Morgen zu warten, jeder Christenmensch müsse sich fürchten, nachts durch Wald und Fluss zu reiten.

«Fürchten?» schreit Pancho Moreno, der Herr. «Fürchten? Es hat noch keinen Moreno gegeben,

der sich gefürchtet hätte! Auch vor den Geistern nicht!»

Und er fasst Estrella um die Hüften, schwingt sie hoch und setzt die Erschrockene in den Sattel ihres Pferdes. Stumm sieht der Gringo zu. Er hat seinen Hut in den Nacken geschoben. Schweiß steht auf seiner Stirn. Er ist nicht zufrieden, jeder kann es sehen. Vielleicht liebt er Estrella noch immer.

«Los! Don Ricardo!» ruft Pancho Moreno seinem Majordomo zu, er schwingt sich in den Sattel, pfeift seinen Leuten, gibt der Mutter und dem Vater Estrellas noch einmal die Hand und reitet davon. Seine junge Frau ist dicht an seiner Seite. Ihnen folgt Don Ricardo und der alte Miguel, der Capatez. Ihnen folgen alle Leute, die der Herr mitgebracht hat zur Hochzeitsfeier, sie reiten oder laufen hinter den Vieren her.

Es ist Nacht, als sie den Wald erreichen. Alle sind stumm geworden. Die Indos sehen sich furchtsam an. Sie rücken dichter zusammen. Sie fassen sich gegenseitig an wie zum Schutz. Und sie merken, wie sie alle zittern. Aber nicht einer von ihnen wagt es, zurückzubleiben oder umzukehren. Sie wissen nicht genau, wer mehr Gewalt über sie hat: die Geister des Waldes und des Flusses oder Pancho Moreno, der Herr.

Don Ricardo, der Majordomo, beginnt zu singen. Es sind Lieder, die, so scheint es den Indios, wild und barbarisch, rau und voller Klagen sind. Don Ricardo singt in einer Sprache, die kein Mensch versteht.

Ach, Herr, man soll nicht singen mitten im Wald, wenn nachts die Geister lauern! Die Indios beben. Was wird nun geschehen? Es wird schrecklich werden!

Der Capataz Miguel beugt sich zu Don Ricardo hin: «Herr, singe doch nicht mehr! Weisst du, es könnte sein, dass du die Geister noch dichter heranlockst! Wir werden froh sein, wenn wir heil hindurchkommen! Denk' an die Herrin!»

Don Ricardo, der Majordomo, brummt etwas, dann zündet er sich eine Zigarette an und schweigt.

Pancho Moreno ruft: «Na, so still?» Aus mit dem Gesang, he?»

«Ja», sagt Don Ricardo, «meine Kehle ist trocken!» Darauf lacht der Herr laut. Und jeder reitet oder läuft weiter durch den Wald, der schwarz, unheimlich, furchtbar ist.

Vorn donnert der Fluss. Jeder weiss, dass es schwer sein wird, hinüberzukommen.

Am Ufer lässt der Herr Fackeln anzünden. Ihr Schein fällt auf das tobende, gelbbraune Wasser, man kann dessen Rand auf der andern Seite nicht erkennen. Aber man sieht die Arme der Geister, ihre glotzenden, triefenden Augen, ihre breiten Mäuler. In Scharen stehen sie im Fluss, sie blinzeln zu den Fackeln hin, sie lieben das Licht nicht, sie warten auf die Menschen, die sie nun festhalten, umklammern, mitreißen werden.

Pancho Moreno, der Herr, aber hat keine Angst vor ihnen. Er befiehlt zweien seiner Indios, in das Wasser und mitten unter die Geister zu gehen und ein Seil quer über den Fluss zu spannen, an dem man sich festhalten kann, wenn man den Uebergang wagt.

Zitternd am ganzen Körper gehorchen die beiden. Zitternd stehen alle andern am Ufer, halten die Fackeln hoch, binden die beiden Todgeweihten fest. Der Herr lacht und schimpft, weil alles zu langsam geht. Seine junge Frau hat sich ganz in ihren dunklen Mantel gehüllt, man kann ihr Gesicht nicht sehen. Don Ricardo sitzt aufrecht auf seinem Pferde, er raucht und starrt dabei die Herrin an.

Die beiden Indios gehen, waten, schwimmen durch das gurgelnde Wasser und mitten durch den Schwarm der Geister. Und sie kommen mit dem Seil lebend auf der andern Seite an.

Ach, Herr, es ist wahrhaftig nur ein Zufall, ein glücklicher Zufall! Maria santissima sei gelobt! Aber ein Opfer, ein Opfer verlangen die Geister. So war es immer. Wer wird das Opfer sein?

Der Herr hält das Pferd seiner Frau fest am Zügel. Er reitet mit ihr durch das Wasser, das den Tieren bis an die Sättel, bis über die Sättel geht. Im letzten Augenblick lässt er den Zügel los und gibt dem Pferd Estrellas einen Schlag mit der flachen Hand aufs Hinterteil, und mit einem Satz ist das Tier oben auf der Barranca.

Das Pferd des Herrn aber scheut dabei und wirft seinen Reiter ab. Pancho Moreno fällt ins Wasser, taucht unter, kommt prustend wieder hoch, greift nach dem Seil und zieht sich fluchend ans Ufer. Er ist ganz mit Schlamm bedeckt, in seinen Haaren hängen Pflanzen und Erde, und die beiden Indios bekreuzigen sich, als er dicht vor ihnen so erscheint. Auch sein Pferd kommt heil ans Ufer.

Alle Leute, Don Ricardo, der Capatez Miguel, alle Tiere werden hinübergebracht. Die Geister des Flusses behalten in dieser Nacht keinen Menschen. Keinem wird der Verstand genommen. Keinem

wird der Kopf so umgedreht, dass sein Gesicht im Nacken sitzt.

In dieser Nacht aber beginnt Pancho Moreno, der Herr, stark zu fiebern. Es ist die Hochzeitsnacht. Estrella, seine junge Frau, wartet vergeblich auf ihn.

Am Morgen ist sein Gesicht, sein ganzer Körper stark angeschwollen. Seine Haut ist gelb geworden. Das Weisse seiner Augen ist gelb und sein Haar schlohweiss. Er stöhnt und kann kein Glied bewegen. Und dann kann er nicht einmal mehr stöhnen.

«Man muss ihn ins Hospital, in die Stadt bringen!» sagt Estrella, und sie zittert.

«Ach, Herrin», meint der alte Miguel, der Capatez, «in der Stadt wird er bestimmt sterben. Ich werde lieber zum Fluss gehen und einen Zauber machen. Vielleicht kann ich die Geister versöhnen. Sie sind böse auf den Herrn, weil er in der Nacht durch den Wald und durch das Wasser geritten ist!»

«Ja», sagt Estrella, die Herrin, «mache einen Zauber. Vielleicht kannst du ihm helfen!» Und sie zittert dabei noch mehr.

Don Ricardo, der Majordomo, steht neben ihr und sagt nichts. Er sieht über die Cañafelder, raucht und schlägt mit der Hand auf die Brüstung der Veranda.

Der alte Miguel geht. Er hat in seiner Tasche schon alles beisammen, was nötig ist, um die Geister zu beschwören und zu versöhnen. Er weiss, es wird helfen. Herr, es hat immer geholfen!

Unten, auf dem Hof, dreht sich der Capatez noch einmal um, er sieht zum Haus hin. Auf der Veranda steht noch immer die junge Herrin mit dem goldenen Haar. Und Don Ricardo steht dicht neben ihr. Miguel sieht, wie der Majordomo sich hinabbeugt zur Herrin. Und er sieht weiter, wie Estrella ihre Arme um seinen Nacken legt.

Da wendet sich der alte Miguel um, geht weiter, geht durch die Tranquilla, zu den Feldern. Aber er läuft nicht zum Fluss hinunter. Er beschwört und versöhnt die Geister nicht. Er macht keinen Zauber.

Mitten im Cañafeld zündet er ein Feuer an, wirft einen kleinen Erdwall auf, damit die Flamme nicht überspringe auf die trockenen, knisternden Blätter und Stengel. Und dann schüttet er den Inhalt seiner Tasche ins Feuer. Er bleibt stehen, bis alles verbrannt ist, dann tritt er die Glut mit seinen nackten Füßen aus und scharrt Erde darüber.

Am gleichen Tage stirbt Pancho Moreno, der Herr, dem das Tal, der Fluss, der Wald und die weiten Cañafelder gehören. Er hat die junge Estrella geheiratet und sie zur Herrin seines grossen Besitzes gemacht. Aber sie ist nicht seine Frau geworden.

Herr, du glaubst doch auch, dass ihn die Geister holten?

TILL EULENSPIEGEL

ALS

«WUNDERDOKTOR»

Till Eulenspiegels lustige und teils boshafte Streiche machten in ganz Europa die Runde, so dass ich mir auf einer Fahrt nach Braunschweig und später nach Kneitlingen bei Magdeburg die Gelegenheit nicht entgehen liess, den ihm gewidmeten Brunnen mitten in der Grossstadt und das bescheidene, kleine Denkmal in einem unscheinbaren, sächsischen Dorfe nahe der heutigen Ostzonengrenze, zu besuchen. Es sei vorweggenommen, dass Till Eulenspiegel selbst Jahrhunderte nach seinem Tode die Narrenkappe nicht ganz abgelegt hat. Als Braunschweig schwer bombardiert wurde, fielen die schönen, alten Häuser beim Eulenspiegelbrunnen in Schutt und Asche. Ringsum stand nichts mehr als ein paar schäbige Ruinen, die aus ihren grausigen Löchern auf den lachenden Schalk auf dem Brunnenpodest herabblickten. Eulenspiegel aber grinste fröhlich weiter, denn er überstand den Bombenhagel, ohne den leisesten Schaden zu nehmen.

So wollen wir hoffen, dass auch der Humor in unserer Zeit nie untergehen werde, denn lustig ist, wer trotzdem lacht ...

Charles de Costers, im Albert Züst-Verlag Bern-Bümpliz erschienenen «Legende von Uehlenspiegel und Lamme Goedzak» entnehmen wir folgenden charakteristischen Narrenstreich:

«Eulenspiegel kam eines Tages nach Nürnberg und gab sich dort für einen grossen Arzt aus, für einen Besieger der Krankheiten, berühmten Abführer und Purgierer, weitbekannten Bezwiner der Fieber, vielgepriesenen Pestauskehrer und un-